

Deutschland.

Berlin, 17. April. Nach einer Meldung aus Kiel ist das Schulschiff „Eitel“ und „Charlotte“ begonnen mit der Abführung in Wilhelmshafen, „Gneisenau“ und „Moltke“ sind gestern von dort nach Kiel in See gegangen, um außer Dienst zu stellen.

Die Berliner Stadtmision wird in nächster Zeit, etwa Anfang Mai, ein Jahrbuch herausgeben, mit dessen Abfassung man gegenwärtig noch beschäftigt ist. Es soll eine kurze Geschichte der Stadtmision, eine Darstellung der Organisation des ganzen Werkes, einen ausführlicheren Bericht über die Arbeiten des vergangenen Jahres, eine Uebersicht über die Arbeitsstätten, Mitteilungen über Vereine, Feste u. s. w. bringen. Einiges davon berichten schon jetzt die Blätter aus der Stadtmision in ihrer letzten Nummer.

Danach stehen zur Zeit im Dienste der letzten 35 „Brüder“. Einer von den Geistlichen, Inspektor Pastor Griesemann, ist ausgetreten. „Der Herr aller Stadtmisionen“ — so sagt der Superintendent Rüdeberg in seinem jüngsten Bericht — ist der Besuch in den Familien, und es sollen im letzten Jahre an 9000 Familien mit der Stadtmision und durch sie mit der Kirche in Berührung gekommen sein. Daneben sind noch viele Einzelbesuche gemacht, namentlich bei Armen, welche Bittgesuche an die kaiserliche Familie gerichtet hatten. Diese läßt nämlich solche Bittgesuche durch die Stadtmision bearbeiten und erledigen. Von 3500 Ehepaaren, welche von der Stadtmision besucht wurden, sollen sich — nach jenem Bericht — noch 800 haben kirchlich einsegnen lassen und von 3600 ungetauften Kindern sollen über 1100 in Folge der Einreden der Stadtmisionäre noch zur Taufe gebracht worden sein. In den Sonntagsschulen versammelt die Stadtmision sonntags 5000 Kinder. Die Kurrende besteht jetzt aus 8 Chören, welche die Stadt durchziehen und in den Höfen Chöre und geistliche Lieder singen. Uebrigens haben wir wiederholt diesem Gesangsüberhörs, um ein sicheres Urtheil zu gewinnen über den Eindruck, den er macht, und da müssen wir bekennen, daß derselbe, so oft wir eine solche Kurrende singen hörten, nach allen Seiten hin nichts weniger als erbebend und erbaulich war, vielmehr abstoßend die Jungen ihr Pensum mit einer gewissen äußeren Geschäftsmäßigkeit. In ihrer Industrie hat die Stadtmision im vorigen Jahre durchschnittlich 26 Strafgefangene beschäftigt und aus ihrer Arbeit nicht nur sie erhalten, sondern davon auch noch einen solchen Ueberschuß gehabt, daß sie damit einen großen Theil der Kosten für die Einrichtung der Fabrik hat abtragen können.

Nach einer Meldung der „Nord. Allg. Ztg.“ wird die Samoa-Konferenz hier am 29. d. M. zusammengetreten.

Ueber den Waffen- und Munitionshandel in Sansibar schreibt man dem „Hamb. Kor.“ von dort unter dem 20. März: „Nachdem der Sultan unter dem 13. Februar eine, die Ein- und Ausfuhr von Kriegswaffen, Waffen, Pulver u. dgl. in und von den Inseln Sansibar und Pemba für die Dauer des Aufstandes an der ostafrikanischen Küste verbotene Proklamation erlassen hat, ist durch eine Verordnung des hiesigen deutschen Generalconsuls der erwähnten Proklamation auch gegenüber den der deutschen Konsulargerichtsbarkeit unterstehen-

den Personen verbindliche Kraft beigelegt worden. Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung werden mit einer Geldstrafe bis zum Betrage von 150 Mark geahndet.“

Ueber den Umfang, welchen das sogenannte Sachsengelien angenommen hat, wird der „Schles. Ztg.“ geschrieben: „Die Arbeitertransporte nach Mittel- und Westdeutschland dürften für dieses Jahr ihr Ende erreicht haben. Es werden bis jetzt etwa 30,000 Sachsengänger durch Breslau gekommen sein; hiervon waren mindestens drei Viertel weibliche und ein Viertel männliche Arbeitskräfte; die weiblichen Arbeitskräfte sind die gesuchten, da sie bei ihrem fräftigen Körperbau eben so viel als die männlichen Arbeiter zu leisten im Stande sind, dabei aber billiger und nützlicher als die letzteren sind. In ihrer Heimat erhalten die Leute einen durchschnittlichen Tagelohn von 40 bis 60 Pfennigen nebst Deputat und Wohnung, in Sachsen dagegen bezahlen die Gutsbesitzer 1 Mark bis 1 Mark 50 Pfennige täglich mit Verpflegung und Wohnung, auch ist theilweise Affordarbeit eingeführt. Bei Tagelohnarbeit verdienen die Arbeiterinnen während der Saison, welche sieben Monate dauert, durchschnittlich 210 Mark, im Afford etwa 255 Mark, die Arbeiter dagegen 300 Mark. Bei ihrer Anspruchslosigkeit bringen die Arbeiter im Herbst fast den ganzen verdienten Betrag zurück. Die Hin- und Rückfahrt erfolgt auf Kosten des Unternehmers; die Abholung bewirkt ein Schaffner oder Wirtschaftsbearbeiter des betreffenden Gutes; die Rückreise erfolgt ohne dies Geleit. Auch von dem geleisteten Deputat, welches in Erben, Reis u. dgl. besteht, machen die Meisten Ersparnisse und schicken diese für den Winter in die Heimat.“

Aus Hamburg wird geschrieben: Der hiesige nautische Verein hat sich mit einer die Elbkorrektur betreffenden Eingabe an die Deputation für Handel und Schifffahrt gewandt, worin es am Schluß heißt: Die Elbkorrektur muß durchgeführt werden und zwar halb, wenn nicht Hamburgs Handel darunter leiden soll. Durch das beständige Aufgründgeräth der Schiffe und dann notwendiger Leichter und Abschleppen entstehen so große Kosten, daß nicht nur die hiesigen Reedereien darunter leiden, sondern daß die Frachten nach hier sich erhöhen müssen und Hamburg ein vermindertes Hafen werden wird. Was nützen Hamburg die neuen Hafenanlagen, wenn dieselben nur mit solchen Schwierigkeiten und Kosten zu erreichen sind? Gerade jetzt, wo die neuen Häfen und Docks geschaffen und das große Werk des Zellenschlusses vollendet ist, ist es an der Zeit, alle Kräfte anzupassen, um die Korrektur der Elbe zu beschaffen. Nicht nur Hamburgs und der übrigen an der Unterelbe gelegenen Plätze wie Altona und Hamburgs Lebensinteresse ist die Verbesserung der Unterelbe, sondern das ganze Hinterland hat das gleiche Interesse daran, und darum wird Hamburg für die Erreichung dieses Zieles sicherlich auch die gleiche Unterstützung beim deutschen Reich wie bei der Schaffung des Freihafengebietes erbringen dürfen, falls die zur Durchführung der Korrektur erforderlichen Mittel seine alleinigen Kräfte übersteigen.

Wie wir erfahren, wird am Charfreitag bei Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta in der Kapelle des königlichen Palais, Vormittags 11½ Uhr, ein Gottesdienst abgehalten werden. Ebenfalls findet, wie bisher

alljährlich, so auch diesmal, am Tage zuvor, am Donnerstag, dem 18. d., für die allerhöchsten und die höchsten Herrschaften die Abendmahlsfeier statt.

Ueber einen Besuch bei dem neuen Münchener Nuntius Agliardi berichtet ein römischer Korrespondent der „Münch. N. Nachr.“: „Es freut mich“, begann Monsignor Agliardi die Unterhaltung, „einen Süddeutschen vor mir zu sehen, denn was ich von Ihrem Vaterlande, besonders aber von Bayern bisher hörte, war nur Gutes und befestigte mich in dem Wunsche, das deutsche Volk kennen zu lernen“. Dann erzählte der Nuntius in lebenswürdigem Plauderton, wie ihm sein Vorgänger Ruffo Scilla den Aufenthalt in München aufs Genaueste und in den freundlichsten Farben beschrieben, wie er sich namentlich darauf freute, die Bekanntschaft des Prinzregenten, dieses „wahrhaft vortrefflichen Mannes“, zu machen. „E un paese pacifico“ — es ist ein friedfertiges Land, dieses Bayern, da sind ernstliche Reibungen zwischen Kirche und Staat nicht denkbar; auch das Volk ist so gut, wie man mir sagt“. Diese, namentlich die ersten Worte, wiederholte seine Eminenz im Laufe des Gesprächs zu mehreren Malen — ein Beweis, daß er die Ansicht der „Germania“ von den „armen Bayern“ nicht theilt. Monsignor Agliardi erkundigte sich dann nach der Münchener hohen Gesellschaft und gab der Hoffnung Ausdruck, daß man dort — und überhaupt in München — viel französisch spreche. Denn er selbst spreche leider nicht deutsch. Dann erging sich Monsignor Agliardi im Lob des Herrn v. Schöller. Daß er von München aus Berlin besuchen und die Bekanntschaft Bismarcks machen werde, das sei sein Wunsch, der leicht verwirklicht werden könne. Ob ein solcher Besuch dann aber nur Rücksichten der Höflichkeit entspricht? Wir bezweifeln es; denn Monsignor Agliardi hat als Nuntius von München auch die Gesandtschaft des katholischen Deutschlands unter sich. Uebrigens bringt der neue Nuntius — wie er sich selbst ausdrückt — eine ziemlich genaue Kenntniß der deutschen Verhältnisse mit nach München. „Mein bisheriger Posten als Sekretär der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten war ja vorwiegend politischer Natur und gestattete mir genügenden Einblick in unsere Beziehungen mit fremden Staaten.“

Als Zeichen der in den römischen maßgebenden Kreisen Oesterreich-Ungarn gegenüber vorherrschenden Stimmung sei hier ein Artikel der „Reforma“ auszuwählen, welcher, der an die Annahme des Wehrgesetzes seitens des ungarischen Reichstages anknüpfend, die Bedeutung dieser Thatfache für die Monarchie wie für die internationale Politik in überaus sympathischer Weise beurtheilt.

Seit dem Jahre 1867, so beginnt der Artikel, sei der Dualismus nicht einer schwereren Belastungsprobe ausgesetzt gewesen, als in diesen Tagen. In dem neuen Wehrgesetz, welches dazu bestimmt sei, die unerlässliche Einheitlichkeit des Heeres zu bewerkstelligen, hätten die Ungarn einen Angriff gegen ihre nationalen Vorrechte erlitten. Daraus seien die bekannten Demonstrationen, die Aufritte im Parlament und die Straßennunzen entstanden; die Parlamentsmehrheit jedoch sei, mit Hintanhaltung ihrer Popularität, der Regierung treu geblieben; und diese wieder habe durch kluge Nachgiebigkeit in der heißen Sprachenfrage die schließliche Annahme des Gesetzes ermöglicht. Man könne nicht

erwarten, daß die Parteien jetzt sogleich abzurufen werden, aber es sei erfreulich, daß die Ungarn begriffen haben, das Gesetz sei notwendig und unerlässlich gewesen für das gemeinsame Staatsleben. „Sicherlich“, so führt das Blatt aus, „außer der Dualismus den Ungarn einige Opfer, aber wären ohne diesen Vertrag — über welchen, nebenbei erwähnt, auch andere Völker der Monarchie klagen — die Gefahren und Nachteile für Ungarn nicht noch weit größer? Verhältnismäßig schwach an Zahl unter den verschiedenen Stämmen des Reiches, haben sie nicht nur volle Selbstverwaltung, sondern sie üben auch einen bemerkenswerthen, in manchen Fragen sogar bestimmenden Einfluß auf die Gesamtpolitik des Reiches aus. Ihr Nationalgefühl hat große moralische und materielle Befriedigung und so viel Garantien, daß keine anderweitige staatsrechtliche Stellung Ungarns gleiche zu bieten vermöge. Ob nun die, welche heute Brüder sind, morgen als Gegner einander gegenüberstehen würden, oder nicht, so darf man doch fragen, ob Ungarn für sich allein der pan-slavistischen Strömung zu widerstehen vermöge?“ Der Artikel glaubt diese Frage verneinen zu dürfen. Wohl mag das Ideal gewisser unversöhnlicher Patrioten ein glänzendes gewesen sein; Deal's Werk indes sei die Frucht der praktischen Weisheit gewesen. „Und weil in diesem Punkte das Heil liegt“, so heißt es weiter, „gebiethet die Vernunft, so wenig als möglich davon zu rütteln und in Eintracht alle Streitfragen zu lösen, welche ungeschaltet dieses Balles aufzuheben können. Und da Oesterreich-Ungarn ein Element des Friedens in Europa ist, sehen wir mit aufrichtiger Genugthuung, daß eine so brennende Frage, wie jene des Wehrgesetzes, schließlich friedlich gelöst werden konnte, ohne gefährliche Niederlagen zuzulassen. Endlich betont der Artikel, daß die ungarische Opposition die Bahn der Royalität nicht verließ, die Krone nicht in die Debatte zog und durch den Mund ihrer Führer erklärte, daß sie nicht gegen die auswärtige Politik der Monarchie Stellung nehme. „Diese bezeichnende Erklärung“, so heißt es am Schluß, „hat nicht nur für die Monarchie allein, sondern für Europa überhaupt Werth, und wäre es nur der Werth eines guten Beispiels.“

In Paris treten jetzt die Vorbereitungen für die Welt-Ausstellung dominierend in den Vordergrund. Am Montag fand die öffentliche Bezeichnung auf 1,200,000 Bonds zu je 25 Francs statt, deren Erlös einen Theil der finanziellen Grundlage des Unternehmens abgeben soll und welche gleichzeitig als Eintrittskarten, Kapitalanlage und Lotterielose gedacht sind. Jeder Bond giebt seinem Besitzer nicht nur das Recht auf 20maligen Eintritt zur Welt-Ausstellung, sondern wird auch aus einem zurückgelegten Amortisationskapitale im Laufe der Jahre mit seinem vollen Nennwerthe zurückgezahlt und hat als Bonus überdies Theil an einer Lotterie, deren Gewinne sich auf 50,000, 100,000 und 500,000 Francs belaufen. Selbstverständlich waren die 1,200,000 Bonds schon eine Woche vor der Emmission mehrfach überzeichnet, und wie es heißt, empfing der Crédit foncier in seiner Zentralanstalt noch am Sonntag und Montag allein 125,000 briefliche Bestellungen, abgesehen von den gleichen Nachfragen, die in andern Bankhäusern in der Hauptstadt und in der Provinz einkamen. Nach diesem Vorspiel ist es erklärlich,

daß die Zeichnung selbst am Emmissionstage sich zu einer Haupt- und Staatsaktion gestaltete. Schon Sonntag Nachts traten die Unterzeichner am Crédit foncier an, um Montag früh zeitig bei der Öffnung der Thore zur Hand zu sein. Viele hatten sich Wolbeden und Pflöcke mitgebracht und richteten sich für die eilige regnerische Aprilnacht bestmöglich auf dem Vorplatz des Pavillons ein. So lagen oder standen, schliefen, plauderten und rauchten etwa 500 Personen schon um 12 Uhr unter dem wachsenden Auge der Polizei, die mit starken Detachements die Straßen ringsum besetzt hielt. Um fünf Uhr mochten es schon 4000 sein, um neun Uhr mindestens 10,000 Händler boten Kaffee, Brod und Schnaps feil; die Ueberrückten erquideten sich und warteten mit gutem Humor auf die Öffnung der Thüren. Es waren meistens Kleinbürger, Handwerker, Tagelöhner, besonders viele Frauen und Mädchen, darunter wohl auch manche professionelle Nachtwandlerin. Als das Volk vertieft sich mit Scherzen die Zeit und zeigte sich so harmlos heiter und gefügig, daß die Schutzmännschaft leichtes Spiel gehabt hätte, wenn durch das Gedränge der vielen Tausende die Situation an den Thoren zeitweilig nicht dennoch äußerst kritisch geworden wäre. Es oft ein Schuß von vierzig Personen eingeklinken wurde, kam es zu harten Kämpfen, in denen es wieder an Beulen und Fegen, noch an Ohnmächten fehlte. Die meisten Kunden kamen, um sich nur in einen Bon zu holen, und mit Einzelbestellungen dürfte, da ähnlicher Zubräng wie beim Crédit foncier, auch bei anderen Banken stattgefunden. Die ganze Emmission allein schon untergebracht sein. Der Erfolg ist geradezu beispiellos, und Paris ist voll von diesem Tagesereignis, gegen welches alle politischen Dinge, selbst das Interesse für und gegen Boulanger für den Augenblick weit in den Hintergrund treten.

Einer Meldung aus Rom zufolge hat die italienische Regierung den Beschluß gefaßt, sich verlaßlich in keine neue militärische Unternehmung in Afrika einzulassen, vielmehr die Entwidlung der Dinge in Abyssinien abzuwarten. Sollten die Ereignisse daselbst ein Eingreifen Italiens als opportun erscheinen lassen, so wird der Ministerrath zuerst noch eine eingehende Berathung über die Situation pflegen.

Bis zur Stunde fehlen noch immer eingehendere Berichte über den Umfang der Katastrophe, von welcher die abessinische Armee kürzlich betroffen worden ist. Es steht noch nicht unzweifelhaft fest, ob die Niederlage der abessinischen Truppen thatsächlich eine so vollständige war, wie dieses vielfach dargestellt wird. Ein Theil der bisherigen Nachrichten lautet in dem Sinne, daß die Truppen des Negus total zerstreut worden und nach allen Richtungen auseinandergeflohen wären, so daß die abessinische Armee sich gänzlich aufgelöst habe, und vielfach wird sogar der Tod Ras Ali's, des bedeutendsten Heerführers des gescheiterten Negus, gemeldet. Anderweitige Darstellungen melden zwar gleichfalls eine arge Niederlage der abessinischen Truppen, bestreiten aber, daß das abessinische Heer sich in voller Deroute befinde, und behaupten, daß der todtgefallene Ras Ali mit Deben und anderen Häuptern vereint die Truppen wieder sammle und zur Wiederaufnahme des Kampfes sich anschicke.

Die Nachrichten über die Thronfolge nach dem Negus Johann lauten gleichfalls wider-

Fenilleton.

Es wird musiziert.

Moment-Photographie eines Weismüthigen.

Das Souper ist beendigt; rauschend erhebt sich die Hausfrau. „Gefegnete Weisheit, Maßigkeit, Weisheit!“ tönt es durch die ganze Stube mehr oder minder gehäufelter Verziertheit. Ich greife fähig in das Bouquet von Händen, das sich um die Weisheit gebildet; zweimal erwische ich eine unrichtige Rechte, aber schließlich halte ich die wahre, die ich innig und doch devot drücke. Ihre Eigenthümerin lächelt offenkundig wie eine regierende Fürstin in Delirium.

Die Portiären sind zurückgeschlagen; am Klavier drinnen brennen Kerzen. „O, ihr Leuchtenden musikalischer Zivilisation, müßt ihr denn wirklich zu dem Werke strahlen, das meine Verdammung schrecklich hemmen wird — dabei gab es Hummer und englischen Käse!“ Gewitterschauer scheint die Atmosphäre im Salon. Man weiß, daß sich das musikalische Unwetter entladen wird, und steht bang dem Kommen entgegen. Dabei steht sich die ganze Gesellschaft in heimlicher Beinschäufel gegenüber, während auf den verdammungswürdigen Physiognomien eitel Sonnenschein wohlwollender Verziertheit strahlt. Brennen doch die Ausübenden vor Verlangen, sich hören zu lassen, die Nichtausübenden vor Verlangen, nicht zu hören. In den Augen der Ersteren ist das Siegesgewisse: „Wir werden Euch schon überlisten“, in den Augen der Letzteren ein wehmüthiges: „Wir wissen, daß wir unterliegen müssen“ zu lesen. Aber beschleunigen will keiner die Katastrophe, und so wird boshaftes Stillstehen gewahrt. Schon beginnt die Dame des Hauses ungeduldig mit den Fingern an ihrer kleinen Hand zu spielen, da läßt sich der Intimus des Hauses vernehmen. „Fräulein Elsa“, wendet er sich an die Tochter der Gastgeber: „Sie werden uns doch mit einem Liede erfreuen!“ Der Tonfall, in dem er's gesprochen, ist schmeichelnd süß.

„Unmöglich!“ ruft, wie erschreckt aufstrebend, die junge Dame, die scheinbar gedanklos in einem Schumann-Album geblättert hatte. „Ich habe seit sechs Wochen einen schrecklichen Katarth und keinen Ton mehr gelungen!“ Haben Sie je gehört, daß eine junge Dame zum Singen

aufgefordert worden wäre, die nicht seit sechs Wochen einen Katarth gehabt und keinen Ton mehr gelungen hätte? Ich nicht! Darum frohlocke nicht, mein Herz, der Intimus ist da und kennt seine Pflicht. „Ach bitte — nur versuchen, es wird schon gehen!“ — „Es wird schon gehen, die Herrschaften sind nachsichtig“, jenseitigt die Mama. Darauf Elsa Weinerlich: „Aber Mama, warum mich nöthigen? — Du hast die Verantwortung, wenn etwas passiert. Sobald es nicht geht, — höre ich auf.“

Die Noten liegen schon auf dem Bulte und Elsa's Augen spähen nach Vetter Loni, dem sanften geduldbigen Begleitungsweisen. Er ist musterhaft und allen Dilettantinnen bestens zu empfehlen. Jedes Ritardando und Crescendo, welches die Lehrerin in die Noten gezeichnet, kennt er, er weiß ganz genau, wo die sangsfreudige Routine unfehlbar den Ton verfehlen wird und schlägt ihn vor sorgfältig leise an. „Aber, undant ist der Welt Lohn“, davon kann auch der brave Junge erzählen. Wenn Fräulein Elsa „etwas passiert“ — und das kommt bei ihrem nicht eben Primagehör recht häufig vor — so macht ihr Köpfchen eine nervöse Wendung nach dem Spieler und ein Blick freit ihn, den jeder Unbefangene in: „Was machst Du denn, Du greiffst ja falsch!“ überlegt.

Während der Vater sich in Bereitschaft setzt und prälabirt, fustet das Fräulein heftig und greift mit der Hand nach der Gegenwand, sie vier Köpfe als Broche trägt. „Ich große nicht“, dringt vom Klavier her, als hätte sich ein Chor von hundert Nägeln an's Singen gemacht. Nein, ich große nicht, und wenn das Trommelfell mich auch acht Tage schmerz und mein Herz verblutet, während „die Schlange“ mit unglaublichen Dissonanzen am ungetreuen Bufen nagt — das Souper war gar so gut — es will abverdiert sein.

Hält man Umjarm auf den Gescktern, so glaubt man im Vorzimmer eines Jagmastes zu sein: beim Schlussschloß aber tritt eine ölige glänzende Freundlichkeit auf alle Züge. — Die erste Operation ist glänzend überstanden. „Dank, besten Dank“, klingt es rührend innig und wirklich von Herzen kommend. Man duldet nicht, „abgefangen“ habe, von ihrem Bufen abtrete. Die Künstlerin sträubt sich; sie weiß, wie schrecklich es gewesen, und daß sie gar keinen Ton in der Rehe habe“, entschließt sich aber doch noch

zu: „Ihr, die ihr Trieb.“ Hoffentlich kommt sie mit sich über die fraglichen Gefühle recht bald in's Klare, vielleicht singt sie dann mit einer Spur von Empfindung. — „Ihre Tochter sollte sich ganz der Musik widmen“, spricht mit pädagogischem Ueberzeugungsston gegen die Mama gewandt der vater Professor, der einen Saucenleck auf der Hemdenbrust aufweist. — „Pf“, wehrt die Mama ab, „wenn das Kind bei seiner Kunstschwärmerie so etwas hört.“

Die zweite Leidensstation bildet Herr Kräper, den die Frau vom Hause zu einem Violinsolo aufgefordert hat. Auch er erklärt entschieden, nicht spielen zu können, da er ganz aus der Übung sei. Aber schon erscheint unter der Thüre der dienbare Geist mit dem Violinflaß und einer halben Musikkasten-Leihbank. Das Stimmchen wird zum feierlichen Al. A. a und nochmals a, einige D-moll-Akkorde, welche die Erwartung auf's höchste spannen. Das weisende Bouclard, welches sich der „kleine Joachim“ unter das Kinn klemmt, will lange nicht die rechte Lage annehmen; endlich sßt es fest und fontetrastirt trefflich zu dem dunklen, sentimental zur Seite geneigten Kopf.

Herr Kräper wartet mit einer „Elegie“ auf. Ueber Takthalten ist er weit erhaben; er zieht die Föne ellenlang heraus, wie Maccaroni aus der Schüssel. Kommen komplizierte Figuren oder versetzt er sich in die Lagen, so macht er seinem Namen in nervenscherfender Weise Ehre und weiltet mit einem Griffel auf Glas. Dann schüttelt er jedes Mal ärgerlich den Kopf, blüht ungeduldig auf die Seite und benützt jede Pause dazu, mit nervöser Hast an den Wirbeln zu drehen. Sie wissen — die ver... — die entsefliche E-Seite, die immer nachgiebt. Applaus! Man bewundert den Spieler, fast noch mehr aber das prächtig gefidte Schütteln, welches aus dem Violinflaß hervorgeholt wird, das von „lieber Hand“ gefertigte. Die Gesellschaft fombiniert unter entzückten Rufen der Damen, mit drohend erhobenen Finger erkundigt man sich nach der schönen Spenderin. Jede Auskunft wird verweigert, aber ein vielfachendes Räkeln auf Herrn Kräper's Lippen läßt eine ganze musikalische Novelle à la Elise Bollo errathen.

Wehe mir, der Affessor wird an das Klavier geschleppt. „Es wäre eine Arroganz, wenn ich nicht vor so musikalischen Leuten hören lassen wollte“, lautet sein Protest. „Es nicht nichts, er

muß phantastieren. Sie kennen den Herrn auch — nur ist er vielleicht nicht Affessor. Es ist nämlich der Dilettant, der „nie Musikstunden gehabt, sich Alles auf dem Klavier zusammenjuchst und nach dem Gehör spielt.“ Ich bin ein fleischer Mensch, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, der Herr Affessor habe nach seiner achtunvierrigsten Musikstunde seinem Lehrer für immer abgelegt. — der Affessor habe vor einem Jahre bei Professors und vor zwei Jahren bei Hofraths von dem Augenblick genau dieselben gebrochenen Akkorde und Tremolosagen als Eingebung empfangen. Doch ich will Niemandem zu nahe treten. — Jedenfalls erzielt er einen großen Erfolg. „Sie sind ein Genie“, heißt es von allen Seiten. — „Aber ich bitte — ich kann ja gar nicht spielen, ich bin nur musikalisch.“ Letzteres im stolzen Spanierston.

Wehe, wenn er losgelassen, der leidenschaftliche Kravattentenor, der jetzt in vorthafter Halbwendung gegen das Auditorium das Notenblatt weit von sich streckt, als ob es ihn ansele. Keine Macht des Himmels und der Erde wird ihn zum Aufhören bewegen. Er beßt einen raffinierten Kunstgriff, nach der ersten Nummer den Uebergang zu den zahllosen weiteren zu finden.

„Ein schönes Lied“, sagte er selbst, jeden Beifall von sich auf den Komponisten ablenkend. „Aber eigentlich gefaßt mir das Schneckengedächtnis besser“, fährt er fort. „Sie wissen?“ dabei markirt er die Melodie, während seine Hand in der Lieberfammlung blättert. „Nur einige Takte, Sie werden sich gleich erinnern“, nun legt er los und, einmal im Lauf, vermag ihn nichts mehr aufzuhalten. Je höher die Noten, je weiter wirft er den Kopf zurück, und jede Kraftstelle schüttelt er mit einem Rud des ganzen Oberkörpers heraus. Wenn das Meer erglänzt, Thränen gefroren, Mandelbäume erblüht, Schwäne singend gestorben, wenn Physik, Botanik und Zoologie musikalisch erschöpft, sinkt er endlich heiser, aber siegesbewußt in einen Fautail und greift nach der Bowle, die man unterdessen servirt.

Die schwarz gekleidete, gouvernantenhaft aussehende Dame dort mit den langen weißen Händen ist noch zu übersehen. Sie ist am Konservatorium ausgebildet und klassisch rückfichtlos. Daß sie eine halbe Sonate von Beethoven herunterspielen wird, das kann man deutlich von all den resignierten Gesichtern ablesen. Kerzen-

gerade sßt sie genau in der Mitte des Instruments. Wie aus dem Eiseller Klingt das Andante, wie von einer Spielhose das Allegro, in dem die Finger spinnenartig gekläufig dahin tanzen. Alle Welt wundert sich, daß eine Komposition überhaupt so lang sein könne. Endlich erhebt sich die Dame vom Konservatorium mit klassischer Grandezza: „Jetzt habt Ihr gute Musik gehört“, ist auf ihrer Stirne zu lesen.

Wohler die freudige Bewegung, die sich jetzt fundigelt? Herr Häring, ein Jünger Merkurs, Mitglied des Gesangsvereins „Eintracht“, hat sich zu einem humoristischen Vortrag entschlossen. Seit einigen Jahren hat er zwei Koupellets und ein Schnaderbupferl auf dem Repertoire, mit denen er die Menschheit erfreut. Erstere sind anständig und entsprechend dumm — aber man lacht doch dabei; wie erlöst athmet Alles auf: „So etwas Lustiges ist doch gar so harmant.“ Herr Häring imittirt noch ein Spielhose und eine Acolchase, was geradezu überwältigend wirkt. Im Vertrauen gesagt, wenn Sie in der Gesellschaft ihr Abendbrod mit Musik verbieten wollen, studieren sie ja nicht Chopin, Schumann oder Beethoven, nein, lernen Sie Dcarina oder ein paar Wiener Koupellets — Sie werden der Löwe des Abends sein.

„Nun, Elsa“, tönt es nach einer Pause vom Sopra her, „singe noch mein Lieblingslied: „Es ist schon spät, es ist schon kalt.“ Jeder-mann versteht den Wink und sämtliche Augen richten sich auf die Uhr unter dem Spiegel.

„Ist es wirklich schon so spät?“ — Wer das gedacht hätte — in solcher Gesellschaft und bei solcher Unterhaltung fliegt die Zeit.“

Wie einer Flucht vor Fräulein Elsa Loreley sieht der haptige Aufbruch aus. Man bemächtigt sich eilends der Garbore, hält zwei Silber-mann bereit, wozon die eine in die Klingel-beutelartig geöffnete Hand des aufwartenden Dieners, die andere in die der wartenden Kassenfee gleitet, wozu Letztere zuerst energisch abweist und dann ebenso energisch zugreift.

Man schläft entseflich schlecht. Im Halbschlaf wird man von spitzigen falligen Noten durchbohrt — am Morgen kriert man unter festigem Kopfschmerz seine Eindrücke.

E. Schottler.
(„Münch. N. Nachr.“)

